



## Chancen und Perspektiven für ökumenische Fortschritte

Um ökumenisch miteinander voranzukommen, muss man sich zunächst klarmachen, was offensichtlich nicht geht.

1. So sehr es pragmatisch klar ist, dass viele Dinge im Verhältnis der Kirchen zu Staat und Gesellschaft nur noch gemeinsam von der evangelischen und katholischen Kirche angegangen werden können, so kann das Motiv des Zusammengehens nicht darin bestehen, durch einen bestimmten Prozess der Kartellierung (P.L.Berger) im Pluralismus zu überleben. Der pragmatische Ansatz greift zu kurz.
2. Die Ökumene kann auch das Ziel der Einheit der Kirchen nicht in einer anzustrebenden Einheitlichkeit sehen, denn eine solche Einheitlichkeit wäre gegenüber dem Neuen Testament, aber auch gegenüber den katholischen Traditionen und der evangelischen Überlieferung ein Rückschritt.
3. Die Versuche, den Einigungsweg über die gemeinsame Praxis anzugehen, sind gescheitert. Das vor allen Dingen im Ökumenischen Rat der Kirchen in den 60er Jahren vorangetriebene Projekt „Lehre trennt, Dienst eint“ hat nicht den gewünschten Erfolg gebracht, denn die sog. „Konsenstheologie“ abstrahierte von religiöser Praxis, und die politische Praxis vernachlässigte die ethische und dogmatische Reflexion. Beiden Bewegungen ist gemeinsam, dass sie den Begriff der Einheit überstrapaziert haben. Vielleicht ist ja das Christentum von seiner Basis und vor allen Dingen von seinen Basistexten her nicht auf eine institutionelle Einheit ausgerichtet. Dann wäre sichtbare Einheit auch kein sinnvolles Ziel. Daher brauchen wir, um ökumenische Fortschritte zu machen, einen ökumenischen Realismus, der das Gute an den

fehlgeschlagenen Wegen behalten möchte, aber insgesamt eine neue Richtung einschlagen muss.

Diese neue Richtung könnte davon bewegt werden, eine Bestandsaufnahme dessen zu machen, was wir positiv alles jetzt schon gemeinsam haben und gemeinsam tun.

1. Wir haben gemeinsam die Bibel, den Basistext der Christenheit überhaupt. Wir lesen sie durchaus noch mit unterschiedlichen Perspektiven und unterschiedlichen Erfahrungen. Wir lesen sie in verschiedenen Übersetzungen. Die sog. „Einheitsübersetzung“ war nie als Übersetzung gemeint, die zukünftig evangelischen und katholischen Christen auch in jedem Lebenszusammenhang gemeinsam ist, sondern sie war als katholische Hilfe für ökumenische Gottesdienste gedacht und darin ist sie wirklich auch hilfreich. Aber Katholiken werden, wenn sie etwas von der Sprache verstehen, akzeptieren können, dass uns Evangelischen die Lutherbibel wirklich ans Herz gewachsen ist und wir sie nicht einfach preisgeben können.
2. Wir haben gemeinsam die Glaubensbekenntnisse der Alten Kirche zu Jesus Christus und zum dreieinigen Gott. Nach evangelischem Verständnis helfen uns die Glaubensbekenntnisse, das Gesamtzeugnis der Heiligen Schrift besser zu verstehen und eine Identität zu finden. Sie drücken aus, dass es zwischen uns in den wirklich entscheidenden Fragen des Glaubens keine nach meiner Meinung kirchentrennenden Differenzen mehr gibt. Das schließt ein, dass m.E. die Mariendogmen und die Unfehlbarkeit des Papstes von den Bekenntnissen der Alten Kirchen her nicht zum Zentrum christlichen Glaubens gehören. Sie könnten daher den Katholiken als Sonderlehrbestand zugbilligt werden, ohne für die Anderen verpflichtend zu sein. Ein Beispiel dafür ist die Anerkennung der orthodoxen Kirchen durch Rom.
3. Wir haben auf der Grundlage der Bibel und der apostolischen Glaubensbekenntnisse eine gemeinsame Auffassung vom Menschen als Geschöpf und Sünder. Diese Gemeinsamkeit überstrahlt alle Differenzen in der Gnadenlehre, der Sakramentstheologie und in der Rechtfertigungslehre, wo trotz der Gemeinsamen Erklärung eine Grunddifferenz geblieben ist, insofern die katholische Kirche den zentralen lutherischen Satz über den Menschen als *simul iustus et peccator* nicht akzeptieren kann. Aber wir sind uns darin einig, worauf die katholische Theologie immer wieder hingewiesen hat, dass

die Gnade Gottes den Menschen vor sich selber und vor Gott wirklich, das heißt effektiv, verändert.

4. Wir haben gemeinsam die Grundform des Gebetes als Rede zu Gott und mit Gott in dem Bewusstsein, dass Gott schon weiß, wessen wir bedürfen, aber daran erinnert werden will. Wir haben auch im liturgischen Gebrauch inzwischen eine gemeinsame Fassung des Vaterunsers. Das fügt uns zusammen, auch wenn es natürlich in der Frömmigkeitspraxis immer noch Differenzen gibt. Es ist für evangelische Frömmigkeit schlechthin unverständlich, wenn katholische Christen als Beichtauflage mitbekommen, zehn Vaterunser zu beten oder ähnliche Gebete durch Wiederholung sozusagen zu verstärken und das auch noch im Zusammenhang als Beichte, als sei Beten-müssen irgendeine Form von Zwang. Aber wie dem auch sei, im Gebet sind wir uns, was die Frömmigkeitsstile betrifft, sicherlich am nächsten.
5. Wir haben den Dekalog nicht nur mit uns sondern auch mit den Juden gemeinsam, auch wenn wir ihn vom Neuen Testament her lesen.
6. Wir haben in Deutschland nach dem Augsburger Religionsfrieden und dem Westfälischen Frieden eine Form der Toleranz gefunden, die Beispiel gebend für viele andere Länder sein könnte. Seit dem 30-jährigen Krieg und den auf ihn folgenden Friedensschlüssen, der nicht von Theologen sondern von Juristen vorangetrieben wurde, gibt es zwei Konfessionen in einem gemeinsamen Staatengelände, dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Die damit verbundene Praxis, dass sich in den im Heiligen Römischen Reich versammelten Fürstentümern die Religion der Untertanen nach der Religion der Obrigkeit zu richten habe, ist nach dem Wirbel der Nazi-Zeit und Flucht und Vertreibung einem offenen Miteinander von Katholiken und Protestanten gewichen, das wir als Modell für die weltweite Ökumene entwickeln könnten.
7. Wir sind gemeinsam der Überzeugung, dass Glaube ohne Weltgestaltung in Wissenschaft, Politik, Ökonomie, Bildung und Diakonie bzw. Caritas, das heißt ohne Streben nach sozialer Gerechtigkeit, nach Freiheit, Menschenwürde und Bewahrung der Schöpfung, der Natur, das heißt ein folgenloser Glaube nicht das ist, wozu Jesus uns ruft und in die Welt gesandt hat. Ein Glaube ohne Werke ist Leben, das nicht lebt und also hohl und oberflächlich „wie der Schaum auf dem Bier“ (Martin Luther) bleibt. Papst Johannes Paul II hat in seiner Enzyklika „Ut unum sint“ in der Ziffer 74 selber gesagt, dass

das soziale und kulturelle Leben weite Räume für ökumenische Zusammenarbeit bietet.

8. Wir haben die gemeinsame Überzeugung, „Salz der Erde“ zu sein, also in der Welt unter der Perspektive des Reiches Gottes eine auch kritische Instanz zu sein. Aus diesem Selbstbewusstsein folgt der Glaube, dass Gott uns dazu in die Welt gesandt hat, die vorfindliche Welt zu lieben und zugleich durch die Liebe zu überwinden. Einer der entschieden schönsten Sätze aus Theodor W. Adornos „Negativer Dialektik“: „Nur wenn was ist, sich ändern lässt, ist das, was ist, nicht alles“, ist eine treffende philosophische Einkleidung dessen, was sich aus unserem uns von Gott geschenkten Selbstverständnis ergibt. Salz ist sowohl Heilmittel wie auch ein kritisch reinigendes Gewürz. Salz konserviert und löst auf. So haben wir gemeinsam den Auftrag, die zu überwindende Welt in ihrem zerschrundenen Dasein als diese Welt zu lieben und nicht nur das, was sich ändern lässt. Zugleich aber können wir der verändernden Kraft der Liebe trauen, weil Gott selbst diese Liebe ist.
9. Gemeinsam haben wir die Überzeugung, dass wir die Einheit der Kirche suchen müssen, dass wir aber nie wissen, ob wir sie finden, weil nämlich Gott der Herr seiner Kirche ist, also die Einheit, das Finden dieses gemeinsamen Ziels, unabhängig von uns ist. Wir wissen nicht, wie Gott die Welt und seine Kirche lenkt, und darum wissen wir auch nicht, ob unsere Bemühungen um ökumenische Einheit erfolgreich sein werden.

Zu diesem ökumenischen Realismus, der von dem her zu denken versucht, was wir gemeinsam haben, gehört allerdings auch die Klarheit darüber, was wir nicht haben. Zentral haben wir keine institutionelle Einheit der Kirchen. Dabei ist es wichtig zu erkennen, was diese Einheit beinhalten soll, denn darüber sind wir verschiedener Meinung. Und möglicherweise ist es sogar so, dass das Christentum, wie ich oben schon sagte, nicht auf eine institutionelle Einheit überhaupt ausgerichtet ist. Papst Johannes Paul II erklärte in der Vollversammlung des päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen am 19.02.1998 folgendes: „Wir können uns nicht mit Zwischentappen begnügen, die vielleicht erforderlich, aber auf dem spirituellen und kirchlichen Weg, auf dem wir uns befinden, immer unzureichend sind. Das Ziel, zu dem uns unser Herr Jesus Christus ruft und uns leitet, und wo er uns erwartet, ist die vollkommene Einheit mit all jenen, die die Taufe empfangen haben,

und dadurch am einzigen mystischen Leib teilhaben.“ Dieser Weg ist nicht gangbar. Man darf nicht versuchen, Protestanten zur Anerkennung des Papsttums und des katholischen Verständnisses der apostolischen Sukzession zu drängen. Das bedroht sie im Kern ihrer Identität, wie Kardinal Ratzinger sehr richtig erkannt hat. Das heißt, die Verschiedenheit unserer Einheitsverständnisse macht sich am Amt und am Sakramentsverständnis, speziell der Eucharistie, fest. Interessant ist nun, dass der entscheidende Text, auf den der Papst sich in seiner Erklärung bezieht, Johannes 17, vom Amt und vom Sakramentsverständnis überhaupt nicht redet. Eine mögliche Interpretation dieses Textes ist, dass die dort angesprochene Einheit eschatologisch am Ende der Zeit überhaupt erst erreicht ist, wo Er uns erwartet. Die Basis dieser eschatologischen Einheit wäre dann die Taufe. Nach Meinung des Papstes besteht die vollkommene Einheit in etwas Anderem. In der schon erwähnten Enzyklika „Ut unum sint“ klärt der Papst, was er in Zukunft unter „Einheit“ verstanden haben will. Im Abschnitt 78 unterscheidet er zwischen einer grundlegenden (d.h. nur teilweisen) Einheit in der Taufe und „der notwendigen und hinreichenden Einheit, die sich in die konkrete Wirklichkeit einschreibt, damit die Kirchen tatsächlich das Zeichen jener vollen Gemeinschaft in der Einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche verwirklichen, die in der gemeinsamen Feier der Eucharistie Ausdruck finden wird“. Dieser Satz ist doppelt bedeutsam: Einmal wird die Eucharistie als das zentrale Zeichen der Einheit der Kirche interpretiert und zugleich wird dieser auf der Eucharistie und nicht auf der Taufe ruhenden Einheit eine Zukunftsperspektive eröffnet. Wie das zu verstehen ist, klärt der Abschnitt 86. Dort greift der Papst auf die katholische Lehrüberzeugung zurück, derzufolge die einzige Kirche Christi in der katholischen Kirche fortbesteht. Das heißt, dass „die volle Einheit dann Wirklichkeit werden (wird), wenn alle an der Fülle der Heilmittel teilhaben werden, die Christus seiner Kirche anvertraut hat“. Das Fundament solcher Einheit ist, so führt der Papst in Abschnitt 88 weiter aus, der Papst. Daraus ergibt sich, dass alle anderen Kirchen, vor allem die reformatorischen, katholisch werden müssen, damit diese nicht nur grundlegende sondern volle Einheit der Kirche erreicht werden kann. Solche Einheit, die sich um ein spezielles Amt sammelt und von einem besonderen Amtsverständnis her interpretiert wird, das zugleich das Sakramentsverständnis normiert, ist für evangelische Theologie unannehmbar. Diese tiefgreifende Differenz gilt es zu beachten, damit Hoffnungen begrenzt und Enttäuschungen vermieden werden können. Der ökumenische Kirchentag 2003 darf nicht die

gleichen Folgen haben, wie das ökumenische Pfingsttreffen von Augsburg 1971, das den Deutschen Evangelischen Kirchentag beinahe ruiniert hätte.

Zum Ökumenischen Realismus gehört aber nicht nur die Besinnung darauf, was wir schon alles positiv gemeinsam haben und was uns nach wie vor grundlegend trennt, sondern auch das, was wir wollen, was wir uns wünschen und wovon wir träumen. Dabei kommt es mir vor allen Dingen auf zwei Perspektiven an.

1. In der Theologie sind im Blick auf den ökumenischen Realismus und die kommende Einheit verschiedene Begriffe in der Diskussion, die uns helfen können, uns zueinander zu bringen. Zwei davon sind ganz besonders wichtig, nämlich der Begriff der „versöhnten Verschiedenheit“ und der „Einheit durch Verschiedenheit“. Beide Begriffe haben eine etwas schwierige Formulierung in der gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigung gefunden, insofern dort der „differenzierte Konsens“ als Verständigungsmittel formuliert worden ist. Ich halte die beiden erstgenannten Begriffe für hilfreicher. Deren Vorbild ist das Neue Testament selbst, denn das Neue Testament ist eine Bibliothek, in dem sich verschiedene Theologien, verschiedene Kirchenverständnisse und verschiedene Kirchenbilder zueinander fügen. Das Kirchenbild, das Paulus entwickelt, unterscheidet sich sehr von dem, was wir etwa bei Lukas oder bei Matthäus finden oder gar in den frühkatholischen oder Pastoralbriefen. Aber auf der Basis der einen Taufe können Christen ihre Verschiedenheit nicht nur akzeptieren, sondern sich auf den Weg machen, voneinander mehr zu lernen, ja sogar, sich in ihren Unterschieden lieben zu lernen. Wir können, wollen und sollen unsere Identität nicht mehr gegeneinander sondern miteinander behaupten. Das heißt, wir müssen ein neues Toleranzmodell entwickeln. Zentrum dieses neuen Toleranzmodells wäre die Akzeptanz des Fremden als Fremdes. Jeder, der auf dem Weg zu seiner eigenen Identität ist, wird in sich selbst Aspekte entdecken, die ihm zuvor fremd gewesen sind, und manchmal auch erst in einem recht schmerzhaften Prozess in das eigene Selbst integriert werden müssen. Im Zusammenleben, selbst in der nächsten Form des Zusammenlebens, das wir Menschen kennen, in der Ehe, ist es doch so, dass wir die Akzeptanz des Fremden als Fremdes lernen müssen. So etwas auch gewollt zu lernen setzt voraus, dass wir in dem Fremden, in uns selbst und dem Anderen nicht nur eine Bedro-

hung sondern auch eine Form der positiv uns bereichernden Begegnung sehen. Damit man das Fremde als Fremdes akzeptieren kann, braucht man allerdings eine bestimmte substanzielle Identität. Dazu gehört die Überzeugung, dass die eigene Sache, der eigene Glaube, die eigenen Überzeugungen wirklich wahr sind. Das ist das wichtige Erbe Karl Rahners und Heinrich Fries'. In Bezug auf die Religionen und den Glauben gehört ein gewisser Absolutheitsanspruch dazu. Das ist das Erbe Carl Heinz Ratschows. Im Dialog der Religionen ist uns das ja klar geworden, als wir uns wirklich näher kamen. Im Dialog der Religionen kann es nicht darum gehen, den Anderen und uns selbst immer wieder zu versichern, dass die Anderen im Grunde genauso seien wie wir, sondern es geht darum, sie in ihrer Fremdheit als Fremdes stehen zu lassen und trotzdem mit ihnen zusammen zu leben, sie zu akzeptieren. Das wäre der Weg, auf dem katholisches und evangelisches Kennenlernen einfach wachsen kann. Durch genauere Kenntnis und durch Erfahrungen mit den Katholiken wird uns als Evangelischen immer deutlicher, was wir eigentlich selber sind. Das heißt, über die Katholiken lernen wir uns selber besser kennen und umgekehrt. Leider ist uns der Weg zur gegenseitigen Einladung zur Eucharistie durch Äußerungen des Lehramts gegenwärtig noch versperrt. Aber es lohnt sich, in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass unser evangelisches Abendmahl ein ökumenisch offenes Abendmahl nach unserem Selbstverständnis für alle Getauften ist. Gemeinsamkeit und Differenzen lassen sich im ökumenischen Lernen erproben, das heißt, eine Form der Konvivenz des Miteinander-lebens muss gefunden werden, damit neue Wirklichkeiten wachsen.

2. Die zweite Perspektive ergibt sich auch aus einem Rekurs auf die Bibel. In der Bibel werden verschiedene Bundesschlüsse berichtet. So gibt es den Bund mit Abraham, also mit dem Volk Israel, und den Bund mit der ganzen Menschheit, den sog. „Noahbund“. Dieser Noahbund nimmt das auf, was im Schöpfungsbericht schon angesprochen wird: „Der Gott an den wir glauben, ist der Gott aller Menschen“. Auch der Schöpfungsbericht berichtet ja nicht, wie in vielen anderen Religionen, über die Erschaffung des dem Gott zugehörigen Stammes und seiner Welt. Gott erschafft nicht den Israeliten sondern den Menschen. Und auf der Basis des Noahbundes, des Bundes Gottes mit der ganzen Welt und allen Menschen, könnte eine Einheit der Menschheit in ihrer Verschiedenheit postuliert werden und daraus gefolgert

werden, dass auch durch die Religionen, und zwar durch alle, Gott an der Welt handelt. Auch die anderen Religionen und natürlich vor allem mit Sicherheit auch die anderen Konfessionen sind aus Gottes schöpferischer Vollmacht und dem Wirken des Heiligen Geistes hervorgegangen. Sie sind nicht einfach nur menschliche Erfindungen, Götzen und Unglaube. Wir wissen alle, dass auch unser Gott von uns zum Götzen gemacht werden kann. Die Religionen sind auch nicht einfach nur Missionsobjekte und die Katholiken nicht einfach nur Objekte dafür, dass wir sie davon überzeugen, dass der evangelische Glaube doch besser sei als der katholische, sondern die Religionen haben selbst eine Stimme, und im Zusammenhang des Christentums hat jede Konfession ihre besondere vom Heiligen Geist gewollte Eigentümlichkeit. In den Religionen kommt Gottes uns immer verborgenes Welthandeln auf uns zu und in den Konfessionen die Vielfalt des Einen Heiligen Geistes.

Aus beiden Perspektiven zum ökumenischen Fortschritt folgt, dass wir Christen unsere Identität nicht ohne die Anderen heute mehr haben können, sondern nur miteinander. Konkret bedeutet das: wir müssen an einem theologischen Kompromiss arbeiten, der es uns erlaubt, uns gegenseitig als Christinnen und Christen und Kirchen im Vollsinn des Wortes zu begreifen und die Einheit in einer versöhnten Verschiedenheit, wenn nicht gar durch Verschiedenheit anzustreben. Und für das Verhältnis zu den Religionen bedeutet es, nach dem Ende „pluralistischer Theologie der Religionen“ und ihren Phantastereien über die unaufgebbaren Unterschiede die Basis für ein Zusammenleben in Frieden zu finden.